

Autoreply

Florian Sprenger

»Bis zum ... bin ich nicht am Schreibtisch. In dringenden Fällen wenden Sie sich bitte an...« – Out-of-Office-Autoreplys wie diese sind mehr als virtuelle Abwesenheitszettel an der digitalen Bürotür. Sie sind Antworten, die keine Antwort sind und eröffnen einen Kommunikationskanal, ohne ihn mit Inhalt zu füllen. Sie erlauben dem oder der Abwesenden, trotz Abwesenheit in kürzester Zeit zu reagieren, ohne die Finger auf die Tastatur zu legen. Die Autoreply ist eine spezifische Form des Aufschiebs, die Kommunikation durch die Virtualisierung der Reaktion vermeidet und in die Zukunft verschiebt. Die Automatisierung der Antwort in Abwesenheit macht mich virtuell auch dort anwesend, wo und wann ich nicht bin. Damit ist die Autoreply eine Manifestation jener Transformationen von Kommunikation, die die Universität als Institution des Zusammentreffens schon vor der Digitalisierung geprägt haben. An der Autoreply wird deutlich, welche Funktion Virtualität für universitäre Strukturen haben kann.

An kaum einem anderen Ort westlicher Kulturen gibt es so viele Begegnungen, so viel Austausch und so viel Zirkulation wie an einer Universität. Ihre Lebenswelt ist von andauernder Kommunikation unter An- wie unter Abwesenden geprägt. An ihr zu lehren, zu forschen oder zu studieren bedeutet, ständig erreichbar zu sein: Angesprochen auf dem Weg über den Campus, verwickelt in ein Flurgespräch, das dann doch länger dauert als erwartet, bei der zufälligen Begegnung in der Mensa, vor, während und nach dem Seminar (also jederzeit erreichbar), in Gremien, Kommissionen, Arbeitsgruppen und Forschungsverbänden, bei Tagungen und Workshops – an der Universität sitzt niemand im stummen Kämmerlein. Der ›Elfenbeinturm‹ ist ein Marktplatz ununterbrochener Unterhaltungen. Universitäre Infrastrukturen, ihre sozialen wie technischen Netzwerke und ihre Architekturen sind auf die Herstellung von Kommunikationssituationen ausgelegt – ganz besonders in den Reformuniversitäten der 1960er Jahre, bei denen wie im Fall der Ruhr-Universität Bochum die Begegnungsstätten Teil der Baupläne waren.

Universitäten waren jedoch nie ausschließlich auf Kommunikation in Präsenz ausgelegt. Für ihre Entstehung in Europa und die Entwicklung wissenschaftlicher Kollektive ist vielmehr charakteristisch, dass Kommunikation auch stattfindet, wenn die Kommunizierenden nicht vor Ort sind. Nur deshalb war der Wechsel ins Home-Office möglich, durch den während der Pandemie der Betrieb in anderer, nicht immer befriedigender Form aufrechterhalten werden konnte. Während dieser Zeit ist deutlich geworden,

dass wesentliche Teile universitärer Kommunikation schon immer virtuell waren und die Universität selbst eine Institution der Virtualität ist. Wir waren durch die Praktiken des wissenschaftlichen Austauschs bereits bestens darin geübt, in Abwesenheit mit einem virtuellen Gegenüber zu kommunizieren, als uns die Pandemie zwang, auf alle präsentischen Kommunikationsformen zu verzichten.

Forschungsnetzwerke sind räumlich verteilt, wissenschaftliche Erkenntnisproduktion ist aber auf den Austausch von Forschenden angewiesen. Universitäten sind überregionale Lehrstätten, die Menschen aus aller Welt anziehen. Und Bibliotheken sind Sammlungen von Zeugnissen aus allen Zeiten und von verschiedensten Orten. Mit Blick auf die damit einhergehenden Spannungen zwischen Präsenz und Absenz kann man die Geschichte der Universität als eine Geschichte ihrer Kommunikationsmedien schreiben: von den Briefen der antiken Akademien über die Schriftnetzwerke der frühneuzeitlichen Wissenschaft und die Entstehung der ersten Zeitschriften aus dem Briefverkehr bis hin zur Erfindung des Arpanet und der E-Mail an nordamerikanischen Universitäten sowie des World Wide Web am CERN. Diese Etappen sind Beispiele für die unterschiedlichen Formate der Kommunikation unter An- und unter Abwesenden, die die Universität und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen im Laufe ihrer Geschichte entwickelt und verfeinert haben. Sie machen die Universität zu einer Institution der Virtualität (vgl. Seising 2000).

Die E-Mail ist eine der jüngsten Instanzen dieser Geschichte. Dass wir uns eine Universität ohne den Austausch per E-Mail (zumindest in Europa und Nordamerika) heute kaum noch vorstellen können, zeigt, wie tief die räumliche und zeitliche Distribution von Senden und Empfangen in die Ökonomie universitärer Strukturen eingebettet ist. Glücklicherweise ist zwar, wer ein Postfach ohne ungelesene Nachrichten verwaltet – auch wenn dieser Zustand stets von kurzer Dauer ist, denn die nächste E-Mail kommt bestimmt. Doch dass die E-Mail innerhalb von zwanzig Jahren universitäre Kommunikation fast gänzlich übernehmen konnte, kann man, zugespitzt gesagt, als eine Antwort auf ein Kommunikationsproblem verstehen, das Arbeit am Wissen prägt: Ohne Austausch keine Wissensproduktion, ohne Kommunikation keine Erkenntnis, ohne Netzwerke keine Forschung. Aber wie kommuniziert man, wenn die Kolleg*innen über ganz Europa oder die ganze Welt verteilt sind?

Im Verlauf ihrer Geschichte haben sich die Universität und ihre akademischen Vorläufer spezifische Kommunikationsformen angeeignet, die eben dieses Problem lösen. Sie beruhen durchgehend auf Schrift, deren Übertragbarkeit und Iterierbarkeit andere Erkenntnisformen überdeckt, durch ihre Asynchronizität aber jene Überlieferung von Wissen ermöglicht, die den Grundstock der universitären Entwicklung bildet. Es ist kein Zufall, dass einige der frühesten schriftlichen Zeugnisse (bzw. die Formen ihrer Überlieferung) akademischer Natur sind. Bislang ist die Tatsache, dass die griechischen Philosophen die Schrift als ein Medium des Austauschs genutzt haben (und uns diese Texte durch Abschriften und Kommentare überliefert wurden), meist auf die Erinnerungsfunktion der Schrift zurückgeführt worden. Doch diese Tatsache hat auch mit dem Kommunikationsproblem universitärer Arbeitsstrukturen zu tun, denn in akademischer Kommunikation sind die Kolleg*innen selten alle da, wo man spricht – außer bei Symposia, ebenfalls eine griechische Erfindung. Schon zu Zeiten oraler

Kopräsenz waren Philosophie und Naturforschung auf Kommunikation in die Distanz ausgerichtet.

Auch die klösterlichen Schriftkulturen des Mittelalters basierten auf der Speicherbarkeit des Schriftlichen, um überlieferte Texte präsent zu halten und mit Kommentaren und Umschriften anzureichern. Die im 17. Jahrhundert aufkommenden Ideen einer Universalsprache und die Entstehung der Enzyklopädien kann man ebenfalls als Lösungsversuche für das universitäre Kommunikationsproblem deuten. Das gleiche gilt für die in der frühen Neuzeit entstehenden ersten wissenschaftlichen Zeitschriften: Das *Journal des Savants* oder die *Philosophical Transactions of the Royal Society*, die Mitte des 16. Jahrhunderts erstmals in gebundener Form erschienen, waren zunächst Sammlungen von Briefen, die aus ganz Europa an die jeweiligen Sekretäre der wissenschaftlichen Gesellschaften gesandt wurden (vgl. Stichweh 1991; Zott 2002) – eine Praxis, die heute in aussterbenden Sonderdrucken fortlebt, welche postalisch an ausgewählte Kolleg*innen verschickt werden. Durch die Zeitschriften konnten die Zuschriften in neuer Form der wachsenden Mitgliederzahl der Akademien vorgelegt werden. Die etablierte postalische wurde durch eine distribuierte Kommunikation ersetzt.

Die akademische Lebensform ist mithin auf die Herstellung von Kommunikationssituationen angewiesen, in denen sich Forschende, Lehrende und Studierende auch in Abwesenheit austauschen können. Die Universität ist in dieser Hinsicht schon immer auf Kommunikation unter Abwesenden ausgerichtet, in der jemand in die Ferne wirkt, ohne dort präsent zu sein. Diese Wirkung einer Kraft, deren Ursache nicht substantiell anwesend ist, wird seit der Scholastik als Virtualität bezeichnet: Etwas wirkt *virtualiter* dort, wo es nicht ist, wie die Sonne auf der Erde (vgl. Weber 2024). Kommunikation in Abwesenheit benötigt in diesem Sinn Technologien der Virtualisierung.

Angesichts dieser engen historischen Verflechtung von Virtualität und Universität verwundert es kaum, dass auch das Internet und die E-Mail an nordamerikanischen Universitäten (im Auftrag des Militärs) entstanden und später im Forschungsverbund des CERN um das World Wide Web erweitert worden sind (vgl. Abbate 2000). 1968 wurde eine Forschungsgruppe am Massachusetts Institute for Technology von der US Air Force mit der Aufgabe betraut, ein dezentrales Kommunikationsnetz einzurichten, das die für das Verteidigungsministerium arbeitenden Universitäten vernetzen und die Rechenkapazitäten bündeln, zugleich aber auch die Resilienz eines solchen Netzwerks demonstrieren sollte. 1969 verband das ARPANET (Advanced Research Projects Agency Network) das Stanford Research Institute mit den Universitäten in Salt Lake City, Los Angeles und Santa Barbara, wurde aber rasch auf weitere Universitäten ausgedehnt. Aus dem ARPANET entstanden zahlreiche technologische Lösungen, die später im Internet aufgehen sollten – und die erste E-Mail, die 1971 über das ARPANET verschickt wurde. Auch wenn es sich nur um ein Nebenprodukt dieser Entwicklung handelte, fand diese neue Form der schriftlichen Kommunikation umgehend Anklang bei den Benutzer*innen, weil sie die Leerstelle einer Echtzeit-Kommunikation mit Delay-Funktion realisierte.

Mit der globalen Verbreitung des Internets in den 1990er Jahren veränderte das Kommunikationsformat der E-Mail innerhalb weniger Jahre etablierte Transaktionspraktiken schriftlicher Kommunikation. Seitdem ermöglicht sie es, Nachrichten ungelesen warten zu lassen, bis der richtige Moment gekommen ist (und manchmal kommt er nie). Die E-Mail bringt mithin einen Kommunikations-Puffer mit sich, den

der oder die Adressierte (mehr oder weniger, denn das Nicht-Beantworten kann Kosten verursachen) nach Belieben nutzen kann. Die studentische Anfrage, ob die Sprechstunde heute stattfindet, kann ich mit schlechtem, die Fortbildungseinladung aus der Universitätsverwaltung mit gutem Gewissen ignorieren. Die E-Mail erlaubt also eine Delegierung der Antwort in die Zukunft: Im Gegensatz zum Telefonanruf oder zum Klopfen an der Bürotür kann ich dann antworten, wenn es mir passt, wenn ich die fehlenden Informationen oder endlich eine freie Minute gefunden habe. Oder ich kann es lassen. Aber was folgt daraus?

Aus historischer Perspektive hat das Übermaß des universitären Austauschs auch die Entwicklung spezifischer Gegenstrategien der Kommunikationsvermeidung vorangetrieben, die zudem eng an die Hierarchien universitärer Statusgruppen gebunden sind. Die Autoreply gehört zu ihren jüngsten Instanzen. Sie verschiebt die Antwort ins Virtuelle: Vielleicht ja, vielleicht nein, vielleicht morgen, vielleicht übermorgen. An die Stelle der unmittelbaren Antwort tritt der Hinweis darauf, dass erst einmal keine Antwort zu erwarten ist. Der Adressat virtualisiert sich: Die automatische Antwort hat die Wirkmacht meiner individuellen Antwort, ohne von meinen Händen geschrieben zu sein.

Während es die E-Mail erlaubt, über die gängigen Formen schriftlicher Kommunikation hinaus einen Kanal offenzuhalten, obwohl niemand die Nachricht liest, ermöglicht die Autoreply die automatische Beantwortung von E-Mails in Abwesenheit. Ungelesene Nachrichten werden beantwortet, ohne sie zu lesen – oder zumindest der Kommunikationsakt vervollständigt, ohne den Rückkanal zu nutzen. Die Autoreply verändert die Struktur von Kommunikation unter Abwesenden: Das Aktivieren einer automatischen Antwort auf jede E-Mail, die mich erreicht, versorgt Absender*innen mit der Information, dass ihre Botschaft die oder den Empfangenden noch nicht erreicht hat, obwohl sie am Ziel angekommen ist. »In dringenden Fällen wenden Sie sich bitte an jemand anderes.« Die Botschaft wird durch den Aufschub der Antwort beantwortet. In der Autoreply bin ich *virtualiter* überall dort, von wo mir geschrieben wird, obwohl ich ganz woanders bin.

Zumindest scheint es so. Denn die Erfahrung zeigt, dass die Autoreply meist nur anzeigt, dass keine direkte Antwort zu erwarten ist, während die E-Mails doch gelesen werden. Nicht selten folgt wenige Sekunden nach der Autoreply-Mail schon die Reaktion, weil der oder die Kolleg*in es trotz Urlaub, Krankheit oder Forschungsreise nicht lassen kann, das Postfach abzurufen – und auf bestimmte E-Mails trotz Abwesenheit antwortet. Die Autoreply ist, so könnte man sagen, eine selbstverwaltete Firewall mit eigenen Selektionsmechanismen.

Vielleicht scheitern deshalb im Alltag universitärer Kooperation nicht selten Versuche, auf effizientere Messenger-Dienste umzusteigen, welche die vielen Nachteile der E-Mail beheben, ihre Förmlichkeit abschaffen, durchsuchbar und übersichtlich sind. Messenger-Dienste stellen kontinuierliche Nähe her, auch wenn ich sie stummschalte. Aber womöglich ist universitäre Arbeit auf Distanz angewiesen, damit Kommunikation möglich wird. In diesem Sinn könnte man sagen, dass die Universität Virtualität braucht, um trotz ihrer räumlichen Verteilung *ein* Ort zu sein und dass die E-Mail das Format ist, welches dieses Kommunikationsbedürfnis zu Beginn des 21. Jahrhunderts am besten erfüllt.

Literatur

- Abbate, Janet (2000): *Inventing the Internet*, Cambridge: MIT Press.
- Seising, Rudolf (2000): »Virtuelle Akademien: Etappen in der wissenschaftlichen Kommunikationsgeschichte«, in: *Tertium comparationis* 6 (1), S. 40–62. <https://doi.org/10.25656/01:2895>.
- Stichweh, Rudolf (1991): *Der frühmoderne Staat und die europäische Universität. Zur Interaktion von Politik und Erziehungssystem im Prozess ihrer Ausdifferenzierung (16.-18. Jahrhundert)*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Weber, Julia (2024): *Dynameis. Bausteine zu einer Geschichte der Virtualität*, Berlin: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783111322520>.
- Zott, Regine (2002): »Der Brief und das Blatt. Die Entstehung wissenschaftlicher Zeitschriften aus der Gelehrtenkorrespondenz«, in: Heinrich Parthey/Walther Umstätter (Hg.), *Wissenschaftliche Zeitschrift und Digitale Bibliothek*, Berlin: Gesellschaft für Wissenschaftsforschung, S. 47–60.

